

# Fünf Sarah Levy Wörter

für

Von einer Reise  
nach Israel  
und zu mir selbst

# Sehnsucht





**Sarah Levy**

# **Fünf Wörter für Sehnsucht**

Von einer Reise nach Israel und zu mir selbst

## Über dieses Buch

Mit 33 entscheidet Sarah Levy, ihr Leben in Hamburg hinter sich zu lassen, und zieht nach Tel Aviv. Inmitten der Corona-Pandemie durchlebt sie Mentalitätsklüfte, frustrierende Sprachlosigkeit und das liebevolle Chaos israelischer Familientreffen. Im Stadtteil Yafo begegnet sie nicht nur herzlich-warmen Israelis, die ihr ständig Tupperdosen mit Rote-Bete-Salat und dramatische Lebensgeschichten aufdrängen, sondern auch einer tief gespaltenen Gesellschaft.

Eine Geschichte darüber, was Mut bedeuten kann.

## Vita

Sarah Levy, geboren 1985, besuchte die Henri-Nannen-Journalistenschule und schreibt als freie Journalistin u. a. für DIE ZEIT. Seit 2018 koordiniert sie das Projekt [stopantisemitismus.de](http://stopantisemitismus.de), das über Antisemitismus im Alltag aufklärt und Hilfestellung bietet, und arbeitet für diverse Stiftungen. Sie lebt mit Partner und Kind in Tel Aviv-Yafo.

*Für meine Familie –  
für Mama, für Papa, für Jolle.  
Ihr seid immer bei mir.*

## Prolog

«**G**oodbye! Bye! Have a pleasant time in Israel!» Zwei Flugbegleiter der EL AL lächeln die letzten Passagiere aus dem Flugzeug. Ich schiebe mich Richtung Ausgang, bepackt mit Rucksack, Handtasche und einem roten Vileda-Wischmopp. Am Eingang der Fluggastbrücke wartet ein dünner, junger Mann im Anzug mit einem Schild: «*Olim*» – Neueinwanderer.

«Sarah Levy?», fragt er. Ich nicke. «Follow me.» Ich laufe hinter ihm her in den Flughafen, durch Flure und Türen, die mir bei meinen Urlaubsreisen zuvor nie aufgefallen sind, durch weitere Flure, hinein in einen Aufzug, und wieder durch einen Flur. Irgendwann fragt er, ob er mir etwas abnehmen könne. Ich drücke ihm den Wischmopp in die Hand. Er nimmt ihn, ohne eine Frage zu stellen, und eilt weiter.

An einer offenen Tür reicht er mir das Gerät zurück. «Welcome to Israel.» Dreht sich um und verschwindet. Ich sehe mich um. Der Raum vor mir erinnert mich an ein deutsches Bürgerbüro. An Schreibtischen sitzen Frauen zwischen Trennwänden und klicken auf Computermäuse. Zwei sprechen Hebräisch miteinander, mit russischem Akzent. Im Nebenraum stehen Wasserspender und Instantkaffee, in einer Ecke eine israelische Flagge.

Ich schäle mich aus meiner Jacke und versuche, den Wischmopp irgendwo anzulehnen, doch er rutscht weg und fällt scheppernd auf den gefliesten Boden. Eine Frau mit Unterlagen im Arm läuft an mir vorbei und fragt auf Hebräisch: «*Mah se?*» Was ist das?

Ich nehme meinen Mut zusammen und versuche, ihr auf Hebräisch zu erklären, dass ich mit einem deutschen Qualitäts-Wischmopp nach Israel einwandere. «*Assiti aliyah im smartut germani.*» Eine Idee, die mir – laut auf Hebräisch ausgesprochen – gar nicht mehr so einleuchtet wie vor meinem Abflug in Deutschland.

Sie macht eine Geste, die ich bei Israelis noch oft sehen werde: Eine Hand wischt durch die Luft, bis sie mit der Handfläche nach oben zeigt, dazu werden die Augen aufgerissen und die Stirn gerunzelt. Das kann alles heißen von «Na und?» bis «Wie bescheuert bist du?».

«Wir haben das», sagt die Frau, «bei IKEA.»

«Ich habe so einen noch nie gesehen», widerspricht ihr eine jüngere, blonde Frau mit eckiger Brille hinter dem ersten Schreibtisch. Auch sie hat einen russischen Akzent. Ich setze mich auf einen Stuhl, der vor ihr steht.

Die junge Frau mit der eckigen Brille lässt sich meine Unterlagen zeigen: israelisches Einwanderungsvisum im deutschen Pass, eine Erklärung der Jewish Agency, meine Flugunterlagen. Sie tippt eifrig in ihre Computertasten, fragt nach meiner internationalen Geburtsurkunde und ob der

Mitteldname meiner Mutter wirklich Anna *Maria* lautet, dann hält sie inne. «Arrival form?», fragt sie auf Englisch.

Ich habe keine Ahnung, wovon sie spricht. Ein *arrival form* habe ich nicht.

«You need *arrival form*», sagt die eckige Brille.

Mir wird heiß. Ich wühle in meinen Unterlagen. Ein Mann taucht neben ihr auf, auch er scheint hier zu arbeiten. Er sieht, wie ich hektisch ein Blatt nach dem anderen aus meinen Klarsichtfolien ziehe und wieder zurückstopfe. Er stellt sich hinter die Frau mit der eckigen Brille, blickt prüfend auf den Computerbildschirm, dann zückt er ein schwarzes, altmodisches Handy, spricht einige Sätze mit leiser Stimme hinein und legt auf. Er hebt einen Finger und bedeutet mir zu warten.

Wenige Minuten später klingelt sein Telefon. Wer auch immer am anderen Ende ist, er scheint Informationen über mich zu haben. Und plötzlich ist alles möglich: Ich erhalte eine israelische Identitätsnummer, einen temporären Personalausweis, eine Krankenversicherung, eine israelische Sim-Karte und eine Art Einwanderer-Pass für Vergünstigungen aller Art.

In 30 Minuten werde ich zur israelischen Staatsbürgerin. Auch ohne *arrival form*. Und meine Mutter verliert den zweiten Teil ihres Mittelnamens. Ihr kompletter Name ist zu lang für das Online-Formular des Innenministeriums, so fällt das *Maria* ihres Mittelnamens unter den Tisch. «It is better», sagt die Frau mit der eckigen Brille und nickt mir verschwörerisch zu.

Sie begleitet mich zur Gepäckausgabe. Meine drei Koffer kreisen einsam auf dem Band.

Nachdem sie mir geholfen hat, meine mehr als 70 Kilo Gepäck vom Band zu heben, zögert die Frau kurz, zeigt auf meinen Wischmopp und sagt auf Hebräisch: «Kannst du mir zeigen, wie man das benutzt?»

Es gibt Momente, die sind so absurd, dass ich sofort denke: Das wird eine gute Geschichte. Für das nächste Gespräch mit Freunden, meiner Familie, für eine Kolumne. Für das, was an diesem Vormittag geendet hatte, und das, was nach vier Stunden Flug hier in Israel neu begann. Meine Geschichte.

Als ich in Schlangenlinien mit meinem Vileda-Wischmopp durch die Gepäckhalle des Ben-Gurion-Flughafens glitt und für die Mitarbeiterin des israelischen Innenministeriums so tat, als würde ich den Boden putzen, war das so ein Moment.

Mein altes Leben in Deutschland hatte ich an diesem Tag hinter mir gelassen, meine Familie, meine Freunde, meine Wohnung in Hamburg, meine Möbel, meine Bücher. Mit drei Koffern war ich nach Israel gereist, drei Koffer, die alles enthielten, von dem ich glaubte, dass ich es brauchen würde, um mich in Israel zu Hause zu fühlen.

An jenem Tag im Dezember begann für mich ein neues Leben. Ein Leben im einzigen jüdischen Staat der Welt, gerade mal so groß wie Hessen, mit einem Völkchen von etwas mehr als neun Millionen, von dem ich glaubte, es eigentlich schon ziemlich gut zu kennen. Dieser Tag war zugleich Schlusspunkt

einer Reise, die früher begonnen hatte, im Jahr 2017, als ich mich in Israel verliebte, vielleicht sogar weitere dreißig Jahre zuvor, 1987, als ich das erste Mal in das Land reiste, auf dem Arm meiner Eltern.

Ich war in meinem Leben bereits unzählige Male in Israel gewesen, ich hatte in seinen Meeren gebadet, in seinen Wüsten getanzt, war über seine Märkte gewandert und hatte gefaltete Wunschzettel in die Klagemauer gestopft. Ich hatte israelische Freunde gefunden, mich in israelische Männer verliebt, war über die israelische Politik verzweifelt. Ich konnte Kaffee auf Hebräisch bestellen und sagen: Ich bin mit einem deutschen Wischmopp nach Israel eingewandert – *Assiti aliyah im smartut germani*.

Ich hatte trotzdem auf so vielen Ebenen keine Ahnung. Der Wischmopp, das verstand ich später, war nicht nur Symbol meiner deutschen Identität, sondern auch meiner Ahnungslosigkeit. Nicht nur deshalb, weil ich monatelang das falsche Wort dafür benutzte: *smartut* bedeutet Lappen, das korrekte Wort für den Stiel mit Wischfläche und praktischen Druckknöpfen in meinem Handgepäck lautet *magav*.

Ich hatte keine Ahnung, was ich in Israel finden sollte, in diesem Land und in seinen Menschen, die mir so nah und doch so fern waren.

Vor allem aber, was ich in mir selbst finden sollte.

Vielleicht braucht es das Fremde im Bekannten, um uns tief im Innern zu berühren. Uns zu verändern und unsere

Entscheidungen zu formen. Uns mutiger zu machen,  
unerschrockener, auf der langen Reise zu uns selbst.

# Teil 1:

## Tel Aviv

### Stadt am Meer

**W**enn es Momente gibt, die alles verändern, dann war das meine Reise nach Israel im Herbst 2017. Sie veränderte nicht nur meinen Blick auf das Land und seine Menschen auf eine Weise, die ich nicht erwartet hätte. Sie entwickelte sich zum Startpunkt einer größeren Reise, einer längeren, tiefergreifenden, deren Folgen mich veränderten und mein Bild von mir selbst. Dabei fing alles wie ein ganz normaler Urlaub an.

«Darf ich mal mit dir nach Tel Aviv?», fragt Flora per WhatsApp. Ich habe ehrlicherweise keine Lust. Das wäre das zweite Mal in einem Jahr, dass ich nach Israel fliege, und das ... fünfzehnte, zwanzigste Mal in meinem Leben? Zu oft habe ich schon die Reiseführerin gespielt. Es graut mir vor dem ewig gleichen Programm: eine weitere Freundin die Strandpromenade von Tel Aviv entlangschleifen, Hummus bis zur Überblähung essen, Fotos vom immer gleichen

Aussichtspunkt über der Klagemauer knipsen und im lauwarmen Glibsch des Toten Meeres dümpeln.

Flora lässt nicht locker. Sie war noch nie in Israel und will, dass ich ihr das Land zeige. Ich: die Deutsche, die seit ihrer Kindheit nach Israel fährt; die Jüdin, die Hebräisch lesen kann, wenn auch nicht wirklich verstehen. Ich, ihre gute Freundin. Und so willige ich letztlich ein. Ich stelle drei Bedingungen: kein Totes Meer, keine Klagemauer, keine 08-15-Sehenswürdigkeiten.

Ende Oktober 2017 fliegen wir, von Hamburg nach Tel Aviv. Der Himmel ist tiefblau, im Landeanflug sehen wir die ersten Palmen. Unser AirBnB liegt im Kerem HaTeimanim, dem jemenitischen Viertel rund um den Schuk haCarmel im Süden der Stadt, wo die feiernden Jungen leben und die ärmeren Alten, wo das Meer nah ist und die Luft nach Salz riecht. Meine Schwester, die regelmäßiger dort ist, hat mir die Gegend empfohlen: wenige hundert Meter vom Meer entfernt, in direkter Nachbarschaft zu Cafés, Restaurants und Bars.

Mit dem Taxi tuckern wir durch ein Mosaik aus hutzeligen Häusern mit Wellblechdächern, vorbei an Mauern mit Street-Art und Muschelschalen. An der Hauswand einer bröckelnden Hütte lese ich die Aufschrift *Beit Knesset* – Synagoge. Ich muss an die Synagoge in Frankfurt denken, ein prächtiger Bau mit beleuchteter Kuppel und Lüster. Im Kerem HaTeimanim ranken sich Stromkabel wie schwarze Lianen um Holzpfähle, Straßenkatzen liegen faul auf Mauervorsprüngen, in den verwinkelten Gassen blüht die Bougainvillea violett und pink.

Unsere Unterkunft liegt hinter einem grau-weißen Holztor, über das lilafarbene Blüten klettern. Wir klopfen an einer weißen Tür, auf der Plastikblüten in Form eines Herzens kleben. Auch auf dem Boden hat jemand drei Herzen in den Beton gedrückt. Wir öffnen die Tür.

«Hoppaaaaa!», ruft uns eine tiefe Stimme entgegen. Auf einem Plastikstuhl in der Mitte eines blühenden Gartens sitzt unser Gastgeber Boaz, wie ein König, dem wir die Ehre erweisen. Boaz ist nicht besonders groß, über die dunkelbraune Haut seines Oberkörpers erstrecken sich Tattoos, die aussehen, als wären sie einem Tim-Burton-Film entsprungen. Durch seinen Bart ziehen sich erste graue Haare.

«Welcome, welcome, *bruchot haba'ot*», sagt er und mustert uns neugierig. Neben ihm sitzt ein Mann in Lederjacke, in der einen Hand ein Glas mit schwarzem Kaffee, in der anderen eine Zigarette. Er stellt sich als Or vor und wechselt schüchtern ein paar Worte in einfachem Englisch mit uns, bis Boaz uns eine Tour durch sein Reich gibt. Hinter dem Holztor vermietet er vier Apartments mit Blick auf einen grünen Innenhof, mit Sonnensegel, Gemeinschaftsküche, Hängematten, Surfbrett. Neben üppigen Blumensträuchern sprießen hier Minze, Zitronenverbene und Tomaten, und auf dem Sonnendach Cannabis. Er selbst wohnt auf der Dachterrasse, sein Freund Or wenige Straßen weiter.

Boaz gießt kochendes Wasser auf Kaffeepulver, reicht Flora und mir ein dampfendes Glas, das er mit zwei Fingern am oberen Glasrand festhält. Wir nippen zu früh an dem

säuerlichen Gebräu und haben sofort Kaffeekrümel zwischen Lippen und Zähnen. Auf die Frage, was er beruflich macht, berichtet Boaz ausführlichst von einer Maschine, die er bald bauen will, die den Nährstoffgehalt in Blumenerde misst, oder so was Ähnliches. Bis es so weit ist, verdient er Geld mit seinen Apartments, die er selber gebaut und eingerichtet hat.

Unser Gastgeber reicht einen Joint herum, ein dünner langer Stängel in braunem Paper, darin Gras, so stark, dass Flora und ich uns Blicke zuwerfen und bald anfangen, unkontrolliert zu kichern. «Sarah Levy!», ruft Boaz, als er meinen Namen hört. Er setzt sich in seinem Plastikstuhl auf. «*At medaberet Ivrit?*» Sprichst du Hebräisch?, fragt er. Dies ist so ziemlich der einzige Satz, auf den ich immer eine Antwort habe: «*Kzat*», ein bisschen, sage ich und zeige mit Daumen und Zeigefinger, wie wenig. Selbst das ist heillos übertrieben. Außer unbrauchbaren Worten (*koss* heißt Glas, *chatull* Katze) ist aus dem Unterricht an meiner jüdischen Grundschule nichts hängen geblieben. Boaz legt direkt los, ein Schwall Hebräisch blubbert aus ihm heraus. Ich verziehe das Gesicht zu einer Grimasse. Verstanden habe ich nichts.

Dass ich jüdische Deutsche bin, finden die beiden unheimlich interessant. Mehrmals sprechen sie mich auf Hebräisch an, als wollten sie testen, ob ich mehr verstehe, als ich zugebe. Es überrascht mich, dass mein Name und meine Herkunft sie begeistert. Ich bin mir nicht sicher, was ich davon halten soll. «Witziger Typ!», sagt Flora, als wir abends zu zweit in Liegestühlen in der wenige hundert Meter entfernten

Strandbar sitzen und zuschauen, wie die Sonne im Meer versinkt. «Bisschen strange, aber lustig», sage ich, «hoffentlich nervt er nicht.»

Gleich am nächsten Morgen schnippelt uns Boaz israelischen Salat aus Gurken, Tomaten und Zitronensaft und brät Rühreier. Dann führt er uns in sein Lieblingscafé. Es liegt an einer Straßenecke zwischen Carmel-Markt und Meer und ist der beste Ort, um gar nichts zu tun. Stundenlang sitzen wir dort neben schönen Menschen, die alle Zeit der Welt zu haben scheinen. Ich habe immer schon gern Menschen angeguckt. Hier sehe ich dunkle Bärte und helle Augen, Korkenzieherlocken und viel nackte Haut, sonnengebräunt. Die Leute sind schön, sie weichen meinem Blick nicht aus, sondern schauen unverwandt zurück, bis ich beschämt weggucke. Mitten im Gewimmel sitzt ein älterer Mann vor Säcken mit Nüssen auf einem Plastikstuhl und döst mit geschlossenen Augen in der Sonne.

Wie oft bin ich schon über den Carmel-Markt gelaufen, vorbei an Ständen mit bunten Kaubonbons, senffarbenem Kumin und *Za'atar* grün wie Moos, Richtung Meer. Ich kenne den Duft von gegrilltem Fleisch und frischgepressten Orangen. Doch bisher bin ich hier durchgelaufen wie eine überforderte Touristin, den Ellbogen über die Handtasche geklemmt, die Marktverkäufer mit Blicken und Winken abwimmelnd, stets in der Befürchtung, abgezockt zu werden. Es kommt mir vor, als beobachte ich dieses Mal bewusster und auch ein bisschen weniger ängstlich. Das liegt in erster Linie an Boaz. Wir folgen

unserem Gastgeber in die Gassen, durch ein Gewirr aus Stimmen von Cafébesuchern und Marktverkäufern, wir bleiben stehen, probieren Früchte, Gebäck, Shakes, wir gucken, laden uns auf mit der Energie des Ortes.

Was heißt das? Was steht da?, fragt Flora. Oft kann ich ihre Fragen nicht beantworten, doch manchmal ergeben die hebräischen Buchstaben auf den gekrakelten Preisschildern tatsächlich ein Wort, das ich kenne: *tapuz* – Orange. Für meine Freundin bin ich Expertin, doch ich bin mir nicht sicher, diesen Status zu verdienen. Boaz übersetzt bereitwillig. Er führt uns zu dem Stand im Schuk, wo der Karotten-Ingwer-Saft nur fünf Schekel kostet, umgerechnet etwas mehr als ein Euro. Am nächsten Morgen steht er beim Bäcker in der Schlange, um uns das jemenitische Fladenbrot mit den Kratern im Teig zum Frühstück zu servieren: *Lachuch*. Er lädt die alte Nachbarin zum Tee ein, die in seinem Garten Minze und Zitronenverbene pflückt, und eine andere zum Kaffee, die für eine Zigarette vorbeikommt, um sich über die steigenden Mieten im Viertel zu beschweren. Er singt israelische Radio-Schlager mit, und erklärt uns, welcher Sänger Wurzeln im Jemen hat. Er zeigt uns seine Stammkneipe in der Nachbarschaft, wir stoßen mit ihm und Or an, während vor uns Männer und Frauen auf dem Tresen zu *Misrachit* tanzen, der orientalischen Musik der Juden aus arabischsprachigen Ländern, zu israelischen Klassikern mitsingen und sich gegenseitig den israelischen Anisschnaps *Arak* aus Flaschen direkt in die Kehle schütten.

Boaz nennt Flora und mich bald *Motek*, Liebling, und *Chajim sheli*, mein Leben. Manchmal ruft er einfach laut «Sarah Levy!» durch den Garten, und ich muss lachen. Eigentlich, so erzählt er uns offen, sei er auf der Suche nach der großen Liebe, die ihm Kinder schenkt, möglichst viele, möglichst bald. Bis es so weit ist, erleben wir, wie er versucht, jede Touristin zu verführen, die in seinen Gemeinschaftsgarten gespült wird.

Wir treffen Israelis mit Wurzeln im Jemen, in den USA, in Australien. Sie sind offen, interessiert an uns und unserem Leben, warm und herzlich. Sie erzählen von ihrem Alltag, ihren Wünschen, davon, was sie glücklich macht, was schwermütig.

Da ist der Tänzer Ovadia, der vom Tanzen nicht leben kann. Er wohnt noch bei seinen Eltern im Vorort und zeigt uns Videos seiner Großmutter auf seinem Handy, sie singt Arabisch und trägt jemenitische Tracht. Eines Morgens kommt er in Begleitung einer schönen Frau aus einer von Boaz' Wohnungen und teilt die Teigtaschen, die seine Mutter gebacken hat.

Da ist Talya, deren Englisch sich nach ihren amerikanischen Eltern anhört. Talya träumt davon, einen Catering-Dienst zu eröffnen. Bis es so weit ist, arbeitet sie für eine Werbeagentur und kocht regelmäßig große Schabbat-Dinner in Boaz' Garten, zu denen sie jeden einlädt, der durch das offene Tor in den Garten guckt.

Da ist die Australierin Samantha, aus deren knapper Kleidung ständig ein halber Hintern oder eine Brust blitzt. Sie hat gefühlt schon überall gelebt und ist nirgendwo richtig zu Hause. Sie arbeitet im Café an der Ecke, flirtet gern mit Or und

spricht viel über ihre Zweifel, in Israel zu bleiben oder weiterzuziehen.

Or, der Motorradfahrer, rollt fast täglich in Boaz' Garten. Bei einem Kaffee checkt er die neu angereisten Touristinnen ab, ist aber meist zu schüchtern, um sie auf Englisch anzusprechen. Am Wochenende versackt er oft in der Stammkneipe in der Nachbarschaft, zieht in der Toilette eine Line Koks nach der anderen, um dann mit starrem Blick auf dem Tresen zu tanzen. Offen erzählt er, dass er hofft, von seiner zukünftigen Braut aus diesem Teufelskreis errettet zu werden.

Manche der Israelis, die wir treffen, sprechen Hebräisch mit starkem amerikanischen, russischen, französischen Akzent, sie leben noch nicht lange im Land. Einige sprechen sogar nur Englisch. Die meisten arbeiten in zwei oder drei Jobs, führen Hunde aus, mixen Drinks hinter einem Bartresen, kellnern oder babysitten, damit sie das Leben in der teuren Stadt finanzieren können. In Boaz' Garten kommen sie alle zusammen.

Oft sitze ich einfach nur da, höre zu und tauche ein in die Geschichten der Menschen, die mir in Boaz' Paradies begegnen. Der Garten ist die Bühne, die Besucher die Protagonisten. Israelische Antihelden voller Sehnsüchte und Laster, Abgründe und Lässigkeit. Ich habe in meinem Leben nie viel mit Israelis zu tun gehabt, lediglich mit denen in meiner Familie, die mir stets als verlängerter Arm meiner deutschen vorkam. Unsere Gespräche kreisen meist ums Essen, den nächsten Besuch und um andere Verwandte. Boaz und seine Freunde geben mir einen kleinen Einblick, wie man als Israeli in Tel Aviv leben

kann. Und obwohl das Leben im Kerem HaTeimanim nichts mit meinem zu tun hat, geben sie mir das Gefühl, dass ich etwas mit ihnen gemeinsam habe. Was, das kann ich nicht genau sagen. Aber sie laden mich, die Frau aus Deutschland, dazu ein, für einen Moment an ihrem Leben in der Stadt am Meer teilzuhaben. Und ich genieße jede Sekunde.

Tag für Tag folgen Flora und ich Boaz durch die Straßen rund um den Schuk, kaufen ein, essen, trinken, erst Kaffee, dann Alkohol, wir tanzen mit den Israelis und feiern, bis auch der letzte Verkäufer seinen Stand verbarrikadiert hat, sich Obst- und Gemüsereste in der Straßenmitte türmen und nach dem Schnaufen und Piepen der Müllabfuhr die Ruhe der Nacht beginnt. Dann herrschen die Kakerlaken in den Marktgassen, sie fräsen sich durch Müllreste und die Dunkelheit der Nacht, bis die Verkäufer wieder ihre Stände öffnen und die Marktbesucher die Gassen zurückerobern. Ebbe und Flut aus Gewusel und Ruhe faszinieren mich.

Abends sitzen Flora und ich oft am Strand und schauen in die untergehende Herbstsonne, die den Himmel in dramatische Formationen aus Orange und Rosa taucht. Wir genießen mit allen Sinnen: Im Restaurant *Basta* am Schuk essen wir gegrillte Paprika mit karamellisierten Walnüssen und Ysopsalat mit Kohlrabiwürfeln. Am Strand trinken wir mit meinen Cousins Cocktails und lassen uns dann von ihnen zu gegrillten Fleischspießen einladen. Im Vorort stopft uns meine Großtante mit klebrig-schokoladigem Gebäck voll. In einem Ashram in der Wüste tanzen wir zu Reggaemusik auf einem Hippie-Festival,

neben uns wippen junge Eltern mit Kindern auf den Schultern zum Beat. In der Anna Loulou Bar in Yafo feiern wir neben Arabern und Juden bis zum Morgengrauen und drehen unsere Handgelenke und Hüften zu arabischer Elektromusik.

In diesen Tagen lache ich viel, manchmal, bis mir die Tränen in die Augen steigen und die Bauchmuskeln schmerzen. Meine Haare werden lockig vom Salz in der Luft, die Haut auf meinen Oberarmen ist leicht gebräunt. Ich trage Shorts, die ich in Deutschland nie angezogen hätte. Meine knubbeligen Knie sind mir plötzlich egal. Die sinnlichen Eindrücke, die Gesichter und deren Geschichten, die ich hier kennenlerne, setzen Energien in mir frei, sie stimulieren mich. Ich fühle mich frei und zufrieden. Ich strahle aus, dass ich da bin, wo ich sein will. Das merken auch die Männer um mich herum. Ich flirte, ich knutsche, ich fühle mich großartig. In der Hängematte in Boaz' Garten frage ich mich, wann ich das letzte Mal so entspannt und glücklich gewesen bin. Ich habe das Gefühl, seit Wochen hier zu sein, zwar als Touristin, doch auch als Teil der Gemeinschaft, die er rund um seinen Garten aufgebaut hat.

An unserem letzten Abend stehen wir mit Boaz an einem der orange-blauen Lottobüdchen, die die *Allenby*-Straße säumen. Zu dritt füllen wir einen Lottoschein aus, unbändig kichernd, fest davon überzeugt, dass wir so glücklich nie wieder sein werden. Als die Zahlen gezogen werden, sind wir drei längst eingeschlafen, jeder in einer Hängematte, über uns die Blüten der Bougainvillea und der Nachthimmel, wenige hundert Meter entfernt das Meer.

Nach nur zehn Tagen, die mir vorkommen wie vier Wochen, sitze ich zum ersten Mal mit einem dicken Kloß im Hals im Taxi zum Flughafen. In Deutschland ist es nass und kalt, der Herbst erwartet uns. Ich will nicht zurück.

## Sehnsucht

**E**twas hat sich verändert auf dieser Reise. Ich spüre plötzlich eine Sehnsucht in mir, als hätte ich einen Teil von mir in Tel Aviv gelassen.

In Hamburg wird es gerade Winter, der Teil des Jahres, an dem der Himmel über Monate grau ist, die Vormittage schleppend und die Nachmittage finster. In meiner Nachbarschaft St. Pauli eilen die Menschen mit verschlossenen Mienen durch die Straßen, in dunklen Regenjacken, deren Reißverschlüsse sie bis zum Kinn gezogen haben. Wir begegnen uns höchstens beim Einkaufen, auf dem Weg zum Bäcker, nicken uns zu, rufen «Moin»; viel mehr Kontakt entsteht in diesen Wintertagen draußen nicht. Nach der Arbeit sind meine Freunde oft müde, verschieben Treffen, weil sie zu fertig sind oder schon im Pyjama vorm Fernseher sitzen. Ich sitze bis abends oft allein in meiner Wohnung und weiß nach der dreißigsten Romantic Comedy auf Netflix nicht, was ich mit mir anfangen soll.

Seit mittlerweile vier Jahren wohne ich in Hamburg, die Journalistenschule hat mich hergebracht. Ich wohne in einer gemütlichen Wohnung auf knapp 40 Quadratmetern, allein. Nach vielen Jahren in WGs mit Mitbewohnern, die sich zu trashigem Reality-TV kaputtlachten oder sich am helllichten

Tag in der Badewanne eine Flasche Rotwein hinter die Binde kippten und «O sole mio» sangen, genieße ich das Alleinsein, meistens zumindest.

Als freiberufliche Journalistin kann ich im Pyjama arbeiten, von meinem Küchentisch aus. Ich schätze die Freiheit, nicht jeden Tag in einem Büro erscheinen zu müssen, dieselben Nasen zu sehen und mir ihre Beschwerden über Rücken, Arbeitslast oder den inkompetenten Kollegen anzuhören. Ich hingegen kann mitten am Tag machen, was ich will: einkaufen, wenn die Supermärkte leer sind, zu Hause sein, wenn der Paketbote kommt, schwimmen gehen, wenn nur Rentner im Becken sind. Ich genieße, dass ich mit meinem Laptop auch unter der Woche nach Frankfurt fahren kann, wo meine Familie lebt, oder über ein verlängertes Wochenende zu Freunden nach Köln oder Berlin. Objektiv gesehen geht es mir in Hamburg nicht schlecht: Ich habe eine unfassbar günstige Wohnung mit Nachbarn, die klingeln, um mir Kuchen vorbeizubringen; den leckersten Vietnamesen, Italiener, Chinesen vor meiner Haustür, die schroff-schöne Elbe und die behäbig-romantische Alster zehn Fahrradminuten entfernt. Mein Leben ist ausgewogen gefüllt mit genug Arbeit für diverse Zeitungen und Magazine, um gut leben zu können, und viel Freizeit, die ich mit Freunden, beim Yoga oder Schwimmen verbringe. Ich habe eine feste Freundesgruppe, mit der ich Ausflüge mache, in meiner Küche feiere und mich zu Wein oder Tee treffe. Ich habe Romanzen – mit einem Gesangslehrer, der mich zum Spargelessen ins Alte Land entführt und mir

Bilderstreifen aus dem Fotoautomaten schenkt. Mit einem Clubbetreiber, der mit mir im Cabrio an die Küste fährt und mich zu Spaghetti-Eis einlädt. Mit einem Freund, der immer dann einspringt, wenn gerade kein anderer Mann in der Nähe ist, aber nie wirklich präsent ist.

Meist enden meine Romanzen nach einigen Wochen oder Monaten mit Sätzen wie: «Wenn du dich in mich verliebst, beende ich es» oder «Da ist nicht genug Kribbeln da». Der ein oder andere macht dann noch mal eine zweite, dritte oder siebte Runde, steht um vier Uhr morgens angetrunken vor meiner Tür oder schreibt mir Nachrichten, wenn er sich einsam fühlt – Begegnungen, mal mehr, mal weniger aufregend, mal mehr, mal weniger abstoßend.

Wenn ich ehrlich bin: Es zieht sich etwas Lähmendes durch meinen Alltag.

Schon länger habe ich das Gefühl, ich wüsste ziemlich genau, wie meine Zukunft aussehen wird. Vieles scheint vorhersehbar, etliche Male durchgespielt und erlebt: Das Jahr wird sich zu Ende neigen, wir werden wieder mit klebrigen Fingern und kalten Füßen am Glühweinstand stehen. Eine weitere Silvesterparty in meiner Wohnung, Anstoßen mit Crémant, Whiskey Sour oder Skinny Bitch aus Plastikbechern, darauf mit Edding gekrakelte Namen, Feuerwerk, Tanzen in meiner Küche und Mitgrölen zu Blümchen und den Prinzen. Vielleicht noch eine von mir organisierte Motto-Party, ein Raclette-Gelage an meinem Küchentisch, ein Wintergrillen. Draußen wird der Nieselregen die Bürgersteige vereisen, alle werden sich noch

mehr verkriechen, auf ihre Couch, in ihre Partnerschaften, ihre Arbeit.

Der ein oder andere neue Mann wird voraussichtlich in mein Leben treten, vielleicht auch die ein oder andere Erweiterung meines Freundeskreises. Es wird der ein oder andere neue Auftraggeber kommen, ein neues Projekt, ein bisschen mehr Geld. Ich werde neue Kollegen auf Journalistenpartys kennenlernen, auf die man geht, um zu netzwerken und zu checken, wie erfolgreich man ist, und sich dann die Kante zu geben, wenn man feststellt, dass man es irgendwie doch nicht geschafft hat.

Irgendwann kommt dann wieder der Sommer, und mit ihm Ausflüge an den See, an den Seitenarm der Elbe, wo die Sonne über den Holzstegen untergeht, vielleicht sogar ans Meer, falls einer die Muße hat, sich den Stau Richtung Ostsee anzutun. Grillen im Park und Picknicks, vielleicht ein Kurzurlaub mit den besten Freunden oder einer Freundin, die noch Single ist.

Mein Studium, meine Zeit an der Journalistenschule, in unterbezahlten Praktika ist vorüber, ich habe fertig gelernt. Ich frage mich: War es das jetzt mit den neuen Erfahrungen, die ich für mich allein erlebe? Bin ich alle sich mir öffnenden, unbekanntem Wege gegangen, die man einschlägt, weil einen ein Studium, ein Job, eine neue Aufgabe an einen neuen Platz ruft? Hamburg ist einer der Orte, in denen man leben sollte, wenn man vom Job einer freien Journalistin leben möchte, hier sitzen die Verlage, die Magazine und Wochenzeitungen, die in ganz Deutschland gelesen werden. Wenn das Leben in

geregelten Bahnen verläuft, wird es zunehmend schwerer, Dinge anders zu machen, Neues zu lernen, neuen Menschen zu begegnen, neue Richtungen einzuschlagen. Vielleicht ist dieser Kreislauf aus Alltag und Ritualen Teil des Erwachsenwerdens.

Ich weiß das alles, doch es graut mir – vor der Routine der Treffen, der Arbeit, der Gespräche: Dinge, von denen ich das Gefühl habe, sie zu gut zu kennen, um sie noch aufregend, überraschend, stimulierend zu finden. Nach dieser intensiven Zeit mit neuen Gesichtern und Geschichten in Israel fällt mir plötzlich auf, wie wenig Neues, Herausforderndes, Anregendes ich in meinem Hamburger Alltag habe. Und plötzlich stört mich das.

Ich bin nicht unglücklich, aber wenn ich ehrlich bin, bin ich auch nicht wirklich glücklich. In dem endlosen Programm aus Arbeit, Hobbys, Freunde treffen verbirgt sich eine große, ziellose Leere. Etwas fehlt. Und dann ist da Tel Aviv.

Ich kann nicht aufhören, an die Stadt zu denken, an meine neuen Bekannten dort, an die Luft, das Meer. Die Lebendigkeit, die Herzlichkeit, die Wärme. Ich spüre einen Sog in mir, den ich sonst nur kenne, wenn ich eine Eingebung beim Schreiben habe, ein kreatives Kribbeln, das meine Gedanken einnimmt, eine Energie, die mich antreibt.

Es ist, als hätte ich mich verliebt, verliebt in einen Ort und die überwältigende Fülle, die ich dort gefühlt habe. Und dabei dachte ich, ich kenne Israel schon so gut.

## Herzliya

**I**ch war 18 Monate alt, als ich das erste Mal nach Israel reiste. Auf Fotos stehe ich mit strammen Beinchen und voluminöser Windel in einem Kinderbett unter einer Dattelpalme. Aufgenommen wurde es im Frühjahr 1987 im Garten meiner Oma in Herzliya, nördlich von Tel Aviv.

Israel, das war Familienurlaub. Sand zwischen den Zehen. Das Piksen des trockenen Rasens unter den Füßen. Die Wärme auf der Haut, als würde man rundum von einem Föhn angepustet. Die kühlen Fliesen im abgedunkelten Haus meiner Oma. Die Stille, zu der sie mich und meine Schwester ermahnte, wenn sie ihre Telenovela guckte, ihre Beine auf dem Sofa ausgestreckt. Das vorwurfsvolle Zetern, wenn sie mal wieder mit meinem Vater stritt.

Zu Israel gehörten Treffen mit israelischen Cousins, deren brüchiges Deutsch nach Schwarzwald klang. Geschmäcker, Gefühle, Geräusche und Gerüche, die mir nur dort begegneten: die Graupen in der Hühnersuppe meiner Oma, zerdrückte Avocado in Pita-Brothälften, der Salat aus klitzeklein geschnittenen Tomaten und Gurken. Noch heute, wenn jemand neben mir eine Clementine schält, steigt mir der Duft des Baums in die Nase, der in Omas Garten stand.

Ihr Haus befand sich wenige Minuten Fußweg vom Strand entfernt. Viele ihrer Nachbarn sprachen Deutsch. Omas Nachbar trug eine Nummer auf dem Unterarm, die ihm in einem Konzentrationslager tätowiert worden war.

Für meine Großeltern war Israel die Rettung gewesen. In den dreißiger Jahren ließen sie ihre jeweilige Heimat – Homburg an der Saar und Wien – zurück, meine Großmutter sogar ihre Mutter. Sie fuhren mit falschen Papieren und mit der Hilfe einer britischen Untergrundorganisation, die Juden und Jüdinnen half, ein Land zu erreichen, das noch keines war: das britische Mandatsgebiet Palästina. Sie suchten Schutz vor den Nazis und fanden sich, in einem Tel Aviver Café. Mein Großvater soll meiner Großmutter ein Eis gekauft und anschließend gesagt haben: «Die heirate ich.» Sie heirateten, 1941 in Ramatayim, Hod HaSharon, nordöstlich von Tel Aviv, und bekamen zwei Töchter, meine Tanten.

Israel blieb das Zuhause meiner Großeltern, als das Land 1948 gegründet wurde, bis 1951, als mein Großvater sich entschloss, zurückzugehen nach Deutschland, in seine Heimat, die jetzt bereit war, ihm zuzugestehen, was sie ihm genommen hatte: das Geschäft der Familie, die deutschen Wälder, Reparationszahlungen – nicht für ihn selbst, sondern für seine Geschwister, die in Israel geblieben waren. Mein Vater, ihr drittes Kind, ist in Deutschland geboren und aufgewachsen. Und obwohl sich mein Großvater nach Deutschland sehnte: Israel hatte sich in sein Herz eingeknistet. Sprach sich jemand in seiner Gegenwart gegen den jüdischen Staat aus, wurde er von

ihm sofort als Antisemit beschimpft. In den Wohnzimmerregalen der Jugend meines Vaters reihte sich zionistische Literatur, Titel wie *Exodus* und *Oh Jerusalem*, Biografien des ersten Premierministers Ben Gurion, später Bildbände des Sechs-Tage-Kriegs, ein Buch über Golda Meir, Außenministerin und erste weibliche Premierministerin des Landes.

Israel war Stolz und Un-Ort für meinen Großvater, zu heiß und zu prekär, um dort dauerhaft zu leben, und doch der Ort, an den er sich sehnte, weil seine Familie dort war, Freunde, die Ähnliches erlebt hatten wie er, vor allem: viele andere Juden.

In den Sechzigern ließ es sich mein Großvater nicht nehmen, mit seinem nagelneuen Mercedes per Schiff nach Israel zu fahren, um den Verwandten zu zeigen, wie gut es ihm wirtschaftlich in Deutschland ging, und vielleicht auch, um für sich selbst zu rechtfertigen, dass er nicht in Israel geblieben war. Jeder Verwandte wurde fotografiert: auf dem Mercedes hockend, an dem Mercedes lehrend, hinter dem Steuer des Mercedes sitzend.

Israel, das war immer klar, war der Ort, an dem meine Großeltern alt werden wollten, in der Rente, in ihrem selbsterbauten Haus, in Herzliya. Inzwischen ist Israel der Ort, an dem mein Großvater begraben liegt, mehr als 3000 Kilometer entfernt vom Grab meiner Großmutter auf dem Jüdischen Friedhof in Frankfurt am Main.

Für mich, die dritte Generation nach dem Holocaust, war Israel in erster Linie ein Ferienort. Die Sehnsucht anderer